

## KZ und Zwangsarbeit

### Warum kommt es zur Zwangsarbeit?

Das nationalsozialistische Deutsche Reich organisiert in den Jahren von 1938 bis 1945 den größten Einsatz von ZwangsarbeiterInnen in der Geschichte. Dazu werden Jüdinnen und Juden, „KZ-Häftlinge“, Kriegsgefangene und ausländische ZivilarbeiterInnen aus dem Deutschen Reich sowie dem überfallenen und besetzten Europa herangezogen. 1944 überzieht ein dichtes, rassistisch eingeteiltes System von ungefähr 30.000 Lagern mit über 13 Millionen ausländischen Zwangsarbeitskräften das gesamte Deutsche Reich. Etwa ein Drittel dieser ZwangsarbeiterInnen sind Frauen. Auch auf dem Gebiet des heutigen Österreich sind eine Million Menschen im Zwangseinsatz, denen im Herbst 1944 etwa 1,7 Millionen einheimische Arbeitskräfte gegenüberstehen.

Bis 1941 kommen ZwangsarbeiterInnen vorwiegend in der Landwirtschaft zum Einsatz. Danach werden sie auch in anderen Wirtschaftszweigen ausgebeutet. Es gibt keine eindeutigen Zahlen für den Zwangseinsatz in Wien, denn die NS-Behörden weisen in ihren Statistiken Groß-Wien und Niederdonau (das ist zum größten Teil das heutige Niederösterreich) gemeinsam aus. Am 15. August 1944 sind in diesen beiden Gebieten 270.965 ausländische, zivile ZwangsarbeiterInnen in allen nur erdenklichen Wirtschaftszweigen eingesetzt.<sup>1</sup> In dieser Statistik sind die „KZ-Häftlinge“ nicht enthalten. Spätestens ab 1943 herrscht im gesamten Deutschen Reich für die auf Hochtouren laufende NS-Kriegsindustrie ein immer größer werdender Mangel an Arbeitskräften. Dieser besteht trotz der Verschleppung und anschließenden Zwangsarbeit von ausländischen Arbeitskräften und der schonungslosen Ausbeutung von Kriegsgefangenen. Deshalb kommt es auch in Wien ab Juli 1944 zu einem verstärkten Einsatz von „KZ-Häftlingen“ in der Rüstungsindustrie.

### Welche Konzentrationslager gibt es in Wien?

Bei der Errichtung von Konzentrationslagern in Wien ist das KZ-Hauptlager Mauthausen von großer Bedeutung. Es ist die Zentrale eines weitläufigen Systems von KZ-Nebenlagern, das sich über weite Teile des heutigen Österreich erstreckt. So bestehen auf dem Gebiet von Wien ab dem Sommer 1944 drei KZ-Nebenlager sowie ein KZ-Unterkommando.

Das größte dieser Lager befindet sich in Simmering in der Heidequerstraße im Komplex der Saurerwerke AG.<sup>2</sup> Dort erzeugen in den Fertigungshallen bis zu 5.000 zivile Zwangsarbeiter und 1.500 „KZ-Häftlinge“ gepanzerte Beobachtungskraftwagen sowie Panzermotoren.

---

<sup>1</sup> Florian Freund/Bertrand Perz, Die Zahlenentwicklung der ausländischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf dem Gebiet der Republik Österreich 1939 – 1945. In: Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Hrsg. v. Clemens Jabloner u.a., Bd. 26/1, Wien/München 2004, S 117.

<sup>2</sup> Heute befindet sich dort der Gemüsegroßmarkt Simmering.

Zum Aufbau dieses KZ-Nebenlagers kommen die ersten Häftlinge am 21. August 1944 vom KZ Mauthausen nach Simmering. Es erfolgen der Umbau eines Zwangsarbeiterbarackenlagers und die Zumauerung von Ein- und Ausgängen einer Werkshalle. Nach der Fertigstellung des KZ-Nebenlagers treffen am 24. September 1944 weitere 850 KZ-Arbeitssklaven ein. Größere Gruppen von Polen, Sowjetbürgern, Tschechen, Jugoslawen, Franzosen, Italienern sowie ungefähr 150 jüdische „KZ-Häftlinge“ leisten ab diesem Zeitpunkt bis Ende März 1945 in der Panzerproduktion Schwerstarbeit. Die geschundenen Männer erleben aber auch die Solidarität österreichischer Zivilarbeiter. „Jede Nacht gab es die gleichen Szenen“, erinnert sich der in den Saurer-Werken beschäftigte Fritz Konir. „Die österreichischen Arbeiter und Meister duldeten das Schlagen nicht. Sie warfen halbe Zigaretten (...) weg, sie vergaßen ihr Jausenbrot auf irgendeiner Werkbank.“<sup>3</sup> Bis zur Evakuierung des KZ-Nebenlagers listet die SS 35 Todesfälle und 136 „Rückstellungen“ auf. „Rückstellung“ bedeutet für die Betroffenen, dass sie als Arbeitssklaven körperlich am Ende und damit für die SS „wertlos“ sind. Deshalb erfolgt der Rücktransport ins KZ Mauthausen – mit der darauf folgenden Ermordung. Weitere Tötungen ereignen sich auf dem über 20 Tage dauernden Todesmarsch ins KZ-Nebenlager Steyr-Münichholz, wo am 23. April 1945 1.076 Menschen registriert werden. Vor dem Todesmarsch droht in Simmering jedoch die Ermordung von 190 kranken, marschunfähigen Häftlingen. Für ihr Überleben setzt sich der Lagerälteste Franz Kalteis ein. Diese „KZ-Häftlinge“ sollen wegen einer zentral erfolgten Anordnung der SS vor der Evakuierung ermordet werden. „Am letzten Märztag wurde ich spätabends zum Lagerkommandanten Gärtner gerufen, bei dem es zu einer dramatischen Aussprache kam“, beschreibt Kalteis die Situation später. „Damals setzte ich Gärtner ruhig und leidenschaftslos auseinander, dass der Krieg verloren sei, wobei mich der leise grollende Kanonendonner unterstützte. Ich sagte Gärtner, dass gerade er als Wiener hier mitten in der Stadt nicht fast 200 Menschen umbringen könne, ohne dass tausende Zeugen ihn später dafür verantwortlich machen würden.“<sup>4</sup> Kalteis erreicht, dass diese Häftlinge ohne Bewachungsmannschaft zurückgelassen werden. Wenige Tage später befreit sie die Rote Armee.

Von der etwa 130 Personen umfassenden SS-Bewachungsmannschaft des KZ-Nebenlagers wird nach 1945 niemand zur Rechenschaft gezogen. Gegen den Lagerkommandanten, SS-Hauptsturmführer Johann Gärtner, kommt es 1949 zu Vorerhebungen des Volksgerichts. Die Einstellung des Verfahrens erfolgt aber bereits am 28. Dezember 1949, da laut Erklärung der Staatsanwaltschaft „kein Grund zur weiteren gerichtlichen Verfolgung“ vorliegt.<sup>5</sup> Der „Führer vom Dienst“, SS-Oberscharführer Gerhard Wittkowski, entzieht sich einer Verhandlung durch

---

<sup>3</sup> Zit. nach Herbert Exenberger, 2. April 1945 – Evakuierung des KZ-Nebenlagers Saurer-Werke. In: DÖW Mitteilungen Folge 171, April 2005, S. 5.

<sup>4</sup> Ebd. S. 5f.

<sup>5</sup> <http://www.tenumbergreinhard.de/taeter-und-mitlaeufer/gerichtsverfahren-nach-1945/lg-wien-vg-6e-vr-2156-49.html> (Zugriff 01.05.2014)

Flucht nach Deutschland, wo 1968 eine Klage aus Mangel an Beweisen zurückgewiesen wird. Parallel dazu kommt es auch zur Verfahrenseinstellung in Österreich.<sup>6</sup>

Wegen schwerer Luftangriffe im April und Juli 1944 auf den Schwechater Betrieb der Firma Ernst Heinkel AG, der „KZ-Häftlinge“ im KZ-Nebenlager Schwechat<sup>7</sup> ausbeutet, verlegt dieser die Produktion an fünf Standorte in Groß-Wien. Das zahlenmäßig größte dieser KZ-Nebenlager entsteht bei der Seegrotte Hinterbrühl. Diese wird zu diesem Zweck leergepumpt, um eine unterirdische Fabrik einzurichten. Die zentrale Verwaltung aller fünf KZ-Lager befindet sich anfangs in der Hopfengasse im Stadtteil Jedlesee, am Gelände der Mautner-Markhofschen Bierbrauerei in Floridsdorf.

Ab Mai 1944 arbeiten ungefähr 200 „KZ-Häftlinge“ aus dem KZ-Nebenlager Schwechat an der Reinigung und Vorbereitung der Brauereikeller für die Flugzeugproduktion. Gleichzeitig errichten Zwangsarbeiter auf dem Gelände des Fußballvereins FAC in unmittelbarer Nähe zu den Brauereikellern Barackenunterkünfte für das zukünftige KZ-Nebenlager. Später befindet sich dieses auch auf dem benachbarten Gelände in Garagen und Lagerräumen. Am 13. Juli 1944 erfolgt die Verlegung des KZ-Nebenlagers Schwechat nach Jedlesee. 1.993 „KZ-Häftlinge“ befinden sich kurze Zeit in der Hopfengasse, ehe sie zum Teil auf die weiteren Standorte der Firma Heinkel AG in Groß-Wien verteilt werden. Die Bewachung der Häftlinge erfolgt größtenteils durch Angehörige der Luftwaffe, die zum Teil unfreiwillig zur SS überstellt werden. Lagerkommandant ist SS-Untersturmführer Anton Streitwieser. Er gilt unter den Häftlingen als äußerst brutal und hetzt mehrmals seinen scharfen Hund auf sie. Streitwieser kann nach 1945 unter einem falschen Namen in Deutschland untertauchen, wird aber später enttarnt und vor Gericht gestellt. 1967 verurteilt ihn das Landesgericht Köln zu lebenslanger Haft. Er stirbt 1972 im Haftkrankenhaus Bochum.<sup>8</sup>

Über die Lebens- und Arbeitsbedingungen im KZ-Nebenlager Floridsdorf ist wenig bekannt. Die Sterblichkeitsrate der Häftlinge sinkt aber im Vergleich zum früher bestehenden KZ-Nebenlager Schwechat. Vermutlich hat die Firma Heinkel Probleme, von der SS fachlich qualifizierte „KZ-Häftlinge“ zu bekommen, sodass sie deshalb auf eine leicht verbesserte Versorgung mit Lebensmitteln achtet.

Die SS räumt Ende März 1945 wegen der herannahenden Roten Armee die Heinkel-Produktionsstätten in Groß-Wien und treibt die „KZ-Häftlinge“ auf Todesmärschen Richtung KZ Mauthausen.<sup>9</sup>

Ein Unterkommando des KZ-Nebenlager Floridsdorf befindet sich auf dem Gelände der Landmaschinenfabrik Hofherr-Schrantz in der Shuttleworthstraße in Floridsdorf. Die dort untergebrachten AFA-Werke (Akkumulatoren Fabrik AG) sind der führende Lieferant von U-Boot- und Torpedobatterien. Wie bedeutend die Herstellung dieser speziellen Batterien für

---

<sup>6</sup> Bertrand Perz, Wien (Saurerwerke). In: Wolfgang Benz/Barbara Distl, Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück. München 2006, S. 447f.

<sup>7</sup> Das KZ-Nebenlager Schwechat befindet sich am heutigen Gelände des Flughafens Wien-Schwechat.

<sup>8</sup> Hans Maršálek, Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen. Dokumentation. Wien/Linz 1995 (Dritte, erweiterte, deutschsprachige Auflage), S. 194.

<sup>9</sup> Bertrand Perz, Wien-Floridsdorf. In: Wolfgang Benz/Barbara Distl, Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück. München 2006, S. 448 – 453.

die deutsche Rüstungsindustrie ist, zeigt der Besuch des NS-Rüstungsministers Speer am 4. Juli 1944 in Jedlese.

Im selben Monat beginnt auch der Arbeitseinsatz von ungefähr 400 „KZ-Häftlingen“ in den AFA-Werken. Ihre Baracken befinden sich vermutlich innerhalb des Werksgeländes. Über die Arbeits- und Haftbedingungen in diesem Lager ist nichts bekannt. Die Auflösung des Lagers erfolgt wegen des Herannahens der Roten Armee. Die SS treibt die „KZ-Häftlinge“ zeitgleich mit den jenen des KZ-Nebenlagers in der Hopfengasse auf den Todesmarsch Richtung Mauthausen.<sup>10</sup> Von über 800 Häftlingen kommen dabei mindestens 121 ums Leben.

In der 1938/39 für die SS errichteten Kaserne Wien-Schönbrunn (das ist heute die Maria-Theresien-Kaserne) in der Nähe des Schlosses Schönbrunn befindet sich vom 28. September 1944 bis zum 28. Februar 1945 eines der kleinsten KZ-Nebenlager des gesamten KZ-Systems, das KZ-Nebenlager Wien-Schönbrunn<sup>11</sup>. In ihm sind nie mehr als fünf „KZ-Häftlinge“ untergebracht, die für den selbst ernannten Erfinder Viktor Schauberger tätig sind. Dieser will mit zum Teil esoterischen Überlegungen ein alternatives Fluggerät, eine Art Flugscheibe, entwickeln. Er stößt damit bei höchsten NS-Stellen auf Interesse, sogar Hitler soll ihn empfangen haben. Ab 1943 bekommt er von der SS im Lagersystem des KZ Mauthausen die Möglichkeit geboten, an der Entwicklung dieser „Wunderwaffe“ zu arbeiten. Vermutlich wegen der technischen Ausstattung in der Kraftfahrtechnischen Lehranstalt der SS-Kaserne kommt es zur Verlegung von zwei tschechischen, einem polnischen und zwei deutschen „KZ-Häftlingen“ nach Wien-Schönbrunn. Die Behandlung dieser „Ingenieurshäftlinge“ ist genauso wie die Versorgung mit Nahrungsmitteln im Vergleich zu anderen KZ-Nebenlagern in Wien gut. Zu ihrer Bewachung ist lediglich ein SS-Mann eingeteilt. In Begleitung dieses SS-Mannes können die „KZ-Häftlinge“ sonntags sogar die Kaserne verlassen. Diese ungewöhnliche Bewegungsfreiheit führt bei zwei „KZ-Häftlingen“ zum Rücktransport nach Mauthausen. Anton Cerny wird verhaftet, weil er verbotener Weise zweimal bei einer Frau übernachtet, Ludwig Götz, weil er in der Nacht ein Gasthaus besucht.<sup>12</sup>

Wegen der durch alliierte Bombenangriffe immer wieder unterbrochenen Stromversorgung kommt es Ende Februar 1945 zur Verlegung der drei verbliebenen Häftlinge nach Leonstein in Oberösterreich, wo sie bis Kriegsende in einem Sensenwerk weiter für Schauberger arbeiten müssen.

## Wer sind die ZwangsarbeiterInnen?

Bereits vor Kriegsbeginn und in den ersten Kriegsjahren wirbt das nationalsozialistische Deutschland in befreundeten und in den von der deutschen Wehrmacht besetzten Ländern

---

<sup>10</sup> Bertrand Perz, Wien-Floridsdorf (AFA-Werke). In: Wolfgang Benz/Barbara Distl, Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück. München 2006, S. 453 – 455.

<sup>11</sup> Dieses wird von der SS auch als Lager „KTL-Wien“ bezeichnet. „KTL“ steht für Kraftfahrtechnische Lehranstalt. Vgl. dazu Christian Rabl, Das KZ-Außenlager St. Aegydt am Neuwalde (= Mauthausen-Studien Bd. 6). Wien 2008, S. 26 – 28.

<sup>12</sup> Bertrand Perz, Wien Schönbrunn. In: Wolfgang Benz/Barbara Distl, Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück. München 2006, S. 456f.

zivile Arbeitskräfte an. Diese Fremdarbeiter – so der offizielle Ausdruck der NS-Behörden für ausländische zivile Arbeitskräfte – erhalten scheinbar attraktive Angebote, falsche Versprechungen über Verdienst- und Lebensverhältnisse locken sie ins Deutsche Reich. Allerdings bleiben diese Versuche, Arbeitskräfte anzuwerben, wenig erfolgreich, sodass die NS-Behörden bald härtere Maßnahmen ergreifen. In Polen und der Ukraine kommt es zu regelrechten Menschenjagden und Straßenrazzien nach Arbeitskräften. Vor allem junge Männer und Frauen werden festgenommen, in Viehwaggons gepfercht und Richtung Deutschland verbracht. Da auch die Menschen aus Polen und die sogenannten „Ostarbeiter“ aus der Sowjetunion den Bedarf an Arbeitskräften nicht decken können, kommt es zu einem vermehrten Einsatz von Kriegsgefangenen. So werden bereits ab 1939 polnische und ab 1940 französische Kriegsgefangene – unter Missachtung von internationalen Abkommen – als Zwangsarbeiter herangezogen. 1941 lässt die deutsche Wehrmacht Millionen gefangen genommener Sowjetsoldaten verhungern, da die NS-Führung ihren Arbeitseinsatz für unnötig hält. Doch mit zunehmender Kriegsdauer kommen auch Kriegsgefangene aus der UdSSR zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich. Der Arbeitseinsatz und die Behandlung von Kriegsgefangenen sind durch die Genfer Konvention genau geregelt. Einfache Soldaten dürfen nur für Arbeiten eingesetzt werden, zu der sie körperlich geeignet sind. Auch ihre Arbeitszeit soll sich an der der zivilen Arbeitskräfte orientieren. Außerdem dürfen Kriegsgefangene nicht zu Arbeiten herangezogen werden, die in „unmittelbarer Beziehung“ zu Kriegshandlungen stehen. Ein Einsatz in den Wiener Rüstungsbetrieben wäre also verboten gewesen. Ebenso dürfen sie nicht zu Arbeiten eingeteilt werden, die ihre Gesundheit oder gar ihr Leben gefährden. Diese internationalen Rechte missachten die NS-Behörden vor allem bei sowjetischen Kriegsgefangenen. Dabei spielt die NS-Rassenideologie eine große Rolle, da sie die slawischen Völker nach den Jüdinnen und Juden sowie Roma und Sinti auf die untersten Stufen der rassistischen Rangordnung stellt. Deshalb sind diese Menschen praktisch rechtlos. Aber auch die ausländischen ZivilarbeiterInnen, vor allem PolInnen und die „Ostarbeiter“ aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion, werden im Laufe des Krieges zu einer immer längeren und umfassenderen Arbeitsleistung gezwungen. Ihre Entscheidungs- und Bewegungsfreiheit wird massiv eingeschränkt.

Die ZwangsarbeiterInnen kommen aus so gut wie allen von der Wehrmacht besetzten Ländern nach Wien. Neben den „Ostarbeitern“ gibt es große Kontingente aus Polen, dem „Reichsprotektorat Böhmen und Mähren“ (der heutigen Tschechischen Republik) und aus Frankreich. Ihr Einsatz erstreckt sich auf alle Wiener Wirtschaftszweige. Die Statistiken der NS-Behörden weisen für „Wien-Niederdonau“ große Kontingente in der Landwirtschaft – wohl mehrheitlich im heutigen Niederösterreich –, im Maschinen- und Fahrzeugbau, im Bau- und Baunebengewerbe, in der Eisen- und Metallgewinnung sowie bei der Reichsbahn auf. Aber auch bei der Reichspost und sogar im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe oder in der Musikinstrumenten- und Spielwarenindustrie kommen zivile ausländische ArbeiterInnen zum Einsatz. Ihre Zahl steigt stetig an, nur gegen Kriegsende sinkt sie etwas. So erheben die NS-Stellen in ihren Statistiken zum „Arbeitseinsatz im Deutschen Reich“ für „Wien-Niederdonau“ in der Rubrik Maschinen- und Fahrzeugbau folgende Zahlen: Am 20.05.1942: 6.523, am 15.11.1943: 43.403, am 15.05.1944: 45.906 und am 15.08.1944: 43.016 zivile

ausländische ArbeiterInnen.<sup>13</sup> In diesen Zahlen spiegelt sich deutlich das Anwachsen der Wiener Rüstungsindustrie wider.

Untergebracht sind die ArbeitssklavInnen in verschiedensten Lagern. Laut Meldung an den öffentlichen Gesundheitsdienst der Stadt Wien bestehen im Dezember 1942 637 Lager für ausländische ZwangsarbeiterInnen, wobei von der Behörde eine noch wesentlich höhere Dunkelziffer angenommen wird.<sup>14</sup>

In Wien werden zum letzten Mal am 4. März 1945 Lebensmittelkarten ausgegeben, die – mit verringerten Rationen – auch für zivile ausländische ZwangsarbeiterInnen gültig sind: Knapp unter 100.000 solcher Lebensmittelkarten geben die NS-Behörden an sie aus.<sup>15</sup> Sogenannte „KZ-Häftlinge“, ungarisch-jüdische ZwangsarbeiterInnen und Kriegsgefangene erhalten keine Lebensmittelkarten.

## Wer profitiert von der Zwangsarbeit?

Die Wiener Wirtschaft kann mit Fortdauer des Krieges nur durch den massiven Einsatz von ZwangsarbeiterInnen aufrecht erhalten werden. So gut wie alle Wirtschaftszweige, aber vor allem die großen, kriegswichtigen Industrie- und Rüstungsbetriebe können ohne den massiven Einsatz von ZwangsarbeiterInnen ihre Produktion nicht aufrechterhalten, geschweige denn steigern. Die großen Wiener Flaktürme werden in erstaunlich kurzer Zeit errichtet. Dies gelingt nur durch die rücksichtslose Ausbeutung von SklavenarbeiterInnen. Ihnen ist es zu verdanken, dass der Schutt, der nach Bombenangriffen der Alliierten in den Straßen der Stadt liegt, schnell weggeräumt wird und die Straßenbahn ihren Betrieb ebenso rasch wieder aufnehmen kann wie die Industriebetriebe ihre Produktion. Aber auch viele kleine private Unternehmer sowie kleinere Geschäfte profitieren von diesen ausgebeuteten Menschen, die nur einen geringen Lohn erhalten, wenn er überhaupt ausbezahlt wird. Von diesem das gesamte Wien umfassenden Ausbeutungsprozess profitieren während der Kriegsjahre neben der Wirtschaft auch die BewohnerInnen Wiens, da nur durch den massenhaften Einsatz von ZwangsarbeiterInnen die Infrastruktur in der Stadt aufrecht erhalten werden kann.

## Wie ergeht es den ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen?

In der Industrie und vor allem in der Rüstungsindustrie des Deutschen Reiches, die 1944 ihren größten Umfang erreicht, herrscht drückender Arbeitskräftemangel. Deshalb fordert am 7. Juni 1944 der Wiener Bürgermeister, SS-Brigadeführer Hans Blaschke, ungarisch-jüdische ZwangsarbeiterInnen für Wien an. Schon am 30. Juni erhält er vom Chef des RSHA,

---

<sup>13</sup> Florian Freund/Bertrand Perz, Die Zahlenentwicklung der ausländischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf dem Gebiet der Republik Österreich 1939 – 1945. In: Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Hrsg. v. Clemens Jabloner u.a., Bd. 26/1, Wien/München 2004, S. 116f.

<sup>14</sup> Robert Bugl/Andreas Grabenschweiger, NS-Zwangsarbeit in Groß-Wien 1939 – 1945. Zivile ausländische ZwangsarbeiterInnen in der Rüstungsindustrie. Saarbrücken 2009, S. 92.

<sup>15</sup> <http://m.wien.gv.at/rk/historisch/1945/maerz.html> (Zugriff 29.05.2014)

Ernst Kaltenbrunner, die Antwort, dass vier Transporte mit 12.000 ungarischen Jüdinnen und Juden ins Durchgangslager Strasshof bei Gänserndorf deportiert werden. Weitere 3.000 sollen folgen. Von diesen 15.000 Deportierten sind ungefähr 40 Prozent Frauen. Die Ärztin Dr. Charlotte Wieser beschreibt nach ihrer Befreiung die apokalyptischen Zustände in diesen Deportationszügen: „Die Fahrt, die vier bis fünf Tage dauerte, machte ich in einem Krankenwaggon als Ärztin mit. Trotzdem in diesem sterbensranke Leute und Säuglinge untergebracht waren, hatten wir keinen Tropfen Wasser während der ganzen Fahrt. Der Wagen wurde bei der Fahrt fest verschlossen. In diesem Waggon waren Männer, Frauen und Kinder, und wir konnten unsere Notdurft nur auf einem im Waggon befindlichen Kübel verrichten. Wir konnten uns weder selbst waschen, noch konnte ich die Injektionsspritzen, die ich sehr häufig brauchte, reinigen. Ich musste mit schmutzigen Händen und ungereinigten Spritzen die Injektionen machen. Die Kinder schrien und die Kranken jammerten ganz entsetzlich. Während der Fahrt starben auch einige.“<sup>16</sup>

Die Zustände bei der Ankunft im Durchgangslager Strasshof sind verheerend. Viktor Schwarz, einer der Deportierten, erinnert sich: „48 Stunden wurden die Türen [der Viehwaggons] überhaupt nicht geöffnet. Von ca. acht Uhr früh bis sieben Uhr abends herrschte eine Temperatur von durchschnittlich 39 Grad, nur nachts war es etwas kühler, es gab nichts zu trinken. In Gänserndorf waren unter uns 56 Tote und 22 irrsinnig gewordene Juden. Aber auch unterwegs wurden Leichen aus den Waggons geworfen. Die Wiener KG<sup>17</sup> sandte zwei Autos mit Särgen.“<sup>18</sup>

Nach der Ankunft in Strasshof kommt es zu Selektionen. Eine Überlebende berichtet: „Der Buchstabe ‚R‘ oder ‚L‘ wurde uns auf die nackte Brust geschrieben, wobei ‚R‘ die Leute bezeichnete, die für den Arbeitseinsatz selektiert waren, während die mit ‚L‘ Bezeichneten verschwanden.“<sup>19</sup> Sowohl die Verpflegung als auch die Unterkünfte und sanitären Einrichtungen in diesem Durchgangslager sind unmenschlich. Dazu kommt noch die brutale Behandlung durch die Wachmannschaft, die sich hauptsächlich aus Angehörigen der Vlassow-Armee, also ukrainischer Waffen-SS, sowie der volksdeutschen Waffen-SS zusammensetzt.

Die noch als arbeitsfähig beurteilten Menschen kommen innerhalb kurzer Zeit in weitere Durchgangslager, die von den Arbeitsämtern in Groß-Wien und Niederdonau eingerichtet werden. Das große Wiener Durchgangslager befindet sich im Obdachlosenheim in der Gänsbachergasse 4 im 3. Bezirk in der Nähe des Süd- bzw. Ostbahnhofs. Von dort aus werden die ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen verschiedenen Firmen und Betrieben zugeteilt. Sie kommen vor allem bei Bau- und Räumungsarbeiten nach alliierten Bombenangriffen sowie in Gewerbe- und Industriebetrieben zum Einsatz, die als „kriegswichtig“ gelten. Der größte Arbeitgeber für Zwangsarbeitskräfte ist die Gemeinde

---

<sup>16</sup> Zit. nach Eleonore Lappin, Ungarisch-Jüdische Zwangsarbeiterinnen in Österreich 1944/45. Arbeitseinsatz – Todesmärsche – Folgen. Wien/Berlin 2010, S. 65.

<sup>17</sup> Kultusgemeinde, eigentlich der „Ältestenrat der Wiener Juden“, da die Israelitische Kultusgemeinde von den NS-Machthabern aufgelöst wird.

<sup>18</sup> Zit. nach Eleonore Lappin, Ungarisch-Jüdische Zwangsarbeiterinnen in Österreich 1944/45. Arbeitseinsatz – Todesmärsche – Folgen. Wien/Berlin 2010, S. 46.

<sup>19</sup> Ebd., S. 47.

Wien. Untergebracht sind die ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen in bis zu 67 Lagern, die allerdings nicht alle gleichzeitig existieren.<sup>20</sup> Die einzige erhaltene Liste, vermutlich aus dem Sommer 1944, zählt 55 Lager mit 5.972 Insassen auf. Die Befehlsgewalt über sie hat ein „Sondereinsatzkommando – Außenkommando Wien“ unter der Führung von SS-Obersturmbannführer Hermann Krumej und SS-Hauptsturmführer Siegfried Seidl, die ihrerseits direkt Adolf Eichmann untergeordnet sind. Lager befinden sich etwa in der Ankerbrotfabrik, im Städtischen E- und Gaswerk, in den Saurerwerken, in den Siemenswerken, in der Lobauer Ö Raffinerie, in landwirtschaftlichen Betrieben der Gemeinde Wien in Essling, bei Bauunternehmen, in der Großwäscherei in der Muthgasse im 19. Bezirk sowie in zahlreichen Wohnlagern der Gemeinde Wien.<sup>21</sup>

Die Unterkünfte sind häufig in einem verheerenden Zustand. So berichtet Dr. Theodor Friedländer über das Lager Aspern in der Nähe des Asperner Heldenplatzes: „Für alle 43 Lagerinsassen sind nur drei Lavoirs<sup>22</sup> vorhanden. Die Wäsche wird in einem geborgten Waschtrog gewaschen.“<sup>23</sup> Als Hohn muss es deshalb erscheinen, dass die ZwangsarbeiterInnen zu peinlichster Sauberkeit verpflichtet werden.

Die Verpflegung der ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen ist mangelhaft. Auch hier spiegeln sich die rassistischen Kriterien wider. Der damals 14-jährige Béla Varga erinnert sich an das Lager in den Saurer-Werken: „Im Lager waren Küche 1 und 2. Von der Küche 2 wurden die Russen und die Juden verpflegt. Hier wurde viel schlechter gekocht als in Küche 1. Der Küchenchef war ein großer Nazi und deshalb gab er den Juden immer nur Schlechtes und Verdorbenes. So ist es verständlich, dass wir alle in schlechter Verfassung waren.“<sup>24</sup>

Auch an Kleidung sowie an Arbeitskleidung mangelt es den Verschleppten. Franzi Löw, Fürsorgerin des Jüdischen Ältestenrates, bemerkt: „Der Lagerleiter aus dem 15. Bezirk aus der Hackengasse hat die Kultusgemeinde angerufen, mich verlangt und gebeten, ich soll so rasch wie möglich in das Lager kommen, es seien 600 Menschen in seinem Lager, die Hilfe benötigen. (...) Es waren 600 Menschen in einem Turnsaal versammelt. (...) Der jüdische Leiter, ein Herr Göndör, hat als erstes um Medikamente und Wäsche gebeten. Wir hatten ja (...) beim Ältestenrat eine Kleiderkammer. Aus dieser Kleiderkammer konnte ich den ungarischen Juden das Notwendigste für jeden, Hemden, Hosen, Taschentücher und Anzüge, zur Verfügung stellen.“<sup>25</sup>

Neben dem Hunger, der schlechten Unterbringung und mangelhaften Bekleidung macht den Verschleppten vor allem die Ungewissheit über ihr Schicksal schwer zu schaffen. Dies zeigt etwa eine Tagebucheintragung des 18-jährigen László Fraenkel, der in den Saurerwerken Zwangsarbeit leisten muss: „Unser Leben ist ein reines Dahinvegetieren. Sechs Tage in der

---

<sup>20</sup> Szabolcs Szita, Zwangsarbeit, Todesmärsche, Überleben durch Hilfe. Die österreichische Bevölkerung in der Erinnerung der ungarischen Deportierten und politischen Häftlingen 1944 – 1945. Budapest 2004, S. 58.

<sup>21</sup> Eine Auflistung aller bekannten Lager in Wien findet sich bei Eleonore Lappin, Ungarisch-Jüdische ZwangsarbeiterInnen in Österreich 1944/45. Arbeitseinsatz – Todesmärsche – Folgen. Wien/Berlin 2010, S. 489f.

<sup>22</sup> Eine Art Waschschüssel.

<sup>23</sup> Zit. nach Eleonore Lappin, Ungarisch-Jüdische ZwangsarbeiterInnen in Österreich 1944/45. Arbeitseinsatz – Todesmärsche – Folgen. Wien/Berlin 2010, S. 78.

<sup>24</sup> Ebd., S. 99.

<sup>25</sup> Ebd., S. 86.

Woche stehen wir von 20.30 bis 7.30 bei unseren Maschinen. (...) Dies ist das Programm von montagabends bis Sonntagfrüh. (...) Die Zeit vergeht sehr schnell, wenn man so lebt. Die sieben Wochen, die wir hier verbracht haben, sind so leer, dass sie nicht einmal den Wert eines einzigen Tages haben. (...) Meine Zukunft ist so ungewiss, dass es hoffnungslos ist im Voraus zu planen.“<sup>26</sup>

Den ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen ist es untersagt, während der alliierten Bombenangriffe Luftschutzräume aufzusuchen. Überhaupt dienen strenge Regeln und harte Strafen in diesen Lagern einerseits der Einschüchterung der ZwangsarbeiterInnen, andererseits sollen sie den ArbeitgeberInnen klarmachen, dass es sich bei Jüdinnen und Juden um rechtlose „Untermenschen“ handelt, die keine Rücksicht oder gar Mitleid verdienen. Bei geringsten Verstößen erfolgt in der Regel die Deportation in ein KZ oder die Todesstrafe.

Mit dem Herannahen der Roten Armee gibt es einerseits einen Transport von etwas über 1.000 ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen ins KZ Theresienstadt, andererseits nach Auflösung der Wiener Lager Todesmärsche in Richtung KZ Mauthausen. Manche wagen die Flucht. So gelingt es Béla Varga und seiner Familie unterzutauchen, ebenso László Fraenkel und einigen seiner Kameraden. Sie können sich in einer Spirituosenfabrik verstecken und erleben dort die Befreiung.<sup>27</sup> Aber dies bleiben Ausnahmefälle. Wie viele Menschen bei den Todesmärschen zum KZ-Mauthausen ums Leben kommen, ist nicht bekannt. Heute erinnert in Wien fast nichts an die Verschleppung, Ausbeutung und Ermordung der ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen.

## Haben sich die ZwangsarbeiterInnen gewehrt?

Der überwiegende Teil der ZwangsarbeiterInnen steht dem NS-Regime, seinen Behörden, aber auch der einheimischen Bevölkerung misstrauisch bis feindselig gegenüber. Den NS-Behörden ist dies bewusst. Deshalb ordnen sie eine strenge Überwachung für diese Menschengruppen an und erlassen eine Reihe von Sondergesetzen. Ab dem Spätsommer 1941 häufen sich die Meldungen über die schlechte Arbeitsmoral der „Fremdarbeiter“. Besonders die aus Italien stammenden, zu diesem Zeitpunkt noch freiwillig nach Wien gekommenen ArbeiterInnen reagieren mit spontanen Arbeitsniederlegungen auf schlechte Arbeitsbedingungen und mangelhafte Ernährung. So findet sich im Tagesrapport<sup>28</sup> der Gestapo Wien vom 18. – 20. Juli 1941 die Eintragung, dass „in den Morgenstunden des 18.7.1941 die im DAF-Lager, Wien X., Laaerbergstr. 68 wohnenden 660 italienischen Arbeiter, die bei etwa 40 verschiedenen Firmen außerhalb des Lagers als Deichgräber und Ziegelarbeiter beschäftigt sind, die Arbeitsaufnahme verweigerten“<sup>29</sup>. Die zwei Anführer dieser Streikaktion – Nikola Danolfi und Ferdinando D’Angio – werden verhaftet. Nach einer

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 99f

<sup>27</sup> Ebd., S. 167.

<sup>28</sup> Tägliche Berichte

<sup>29</sup> Widerstand und Verfolgung in Wien 1934 – 1945. Eine Dokumentation. 1938 – 1945, Band 3. Hrsg. v. Wolfgang Neugebauer. Wien 1975, S. 363.

Belehrung und Intervention eines italienischen Vertrauensmannes erklären sich die Arbeiter bereit, am Nachmittag bzw. bei Beginn der nächsten Morgenschicht ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Nicht nur Arbeitsniederlegungen, auch Fälle von Sabotage häufen sich. Der Niederländer Georg Elibertus Huizinga wird am 13. Mai 1942 verhaftet. Im Tagesbericht der Gestapo steht, dass er als der verantwortliche Bauleiter einer holländischen Firma beschuldigt wird, auf einer Baustelle der Gemeinde Wien im 11. Bezirk „vorsätzlich große Mengen von Baumaterial (Zement, Kalk, Holz usw.) vernichtet“<sup>30</sup> zu haben.

Der belgische zivile Zwangsarbeiter Franz Schots wird denunziert, da er in der Landwirtschaftlichen Maschinenfabrik Hofherr-Schranz beim Verladen von Granaten diese wuchtig hinwirft. Dabei bestünde die Gefahr, die Geschosse unbrauchbar zu machen. Außerdem solle er gemeint haben, dass Deutschland den Krieg ohnehin verliere. Der Denunziant – Roman Alexandrović – bittet, „die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen“<sup>31</sup>. Am 3. Dezember 1942 erfolgt die Verurteilung von Franz Schots zu fünf Monaten Gefängnis wegen eines Vergehens nach dem „Heimtückegesetz“.

Der polnische Landarbeiter Vinzenz Szlapa wird am 6. Juli 1942 wegen „deutschfeindlicher Gesinnung“ aufgrund der „Polenstrafrechtsverordnung“ zu zehn Jahren verschärften Straflager verurteilt und im Juni 1943 ins KZ Mauthausen deportiert. Seine Arbeitsstelle ist bis dahin die Gärtnerei von Wenzel Pawlik in Neu-Erlaa.<sup>32</sup>

Nach der Niederlage der Wehrmacht in Stalingrad zur Jahreswende 1942/43 lässt die Arbeitsleistung von ZwangsarbeiterInnen aus der Sowjetunion nach. So meldet die Betriebsführung der Firma Rothmüller in der Engerthstraße im 20. Bezirk, dass „ihre“ 31 Zwangsarbeiter die „Ostabzeichen“ abnehmen, in den Abendstunden über den Zaun des Lagers klettern und den Weisungen des Aufsichtspersonals nur äußerst unwillig nachkommen. Solchen Vorfällen wird mit aller Schärfe begegnet: „Drei von der Betriebsleitung als besonders arbeitsunwillig bezeichnete Ostarbeiter (...) wurden festgenommen. Durch diese Maßnahme wurde eine gute Wirkung auf die übrigen Ostarbeiter erzielt.“<sup>33</sup>

Auch Einweisungen in das „Arbeitserziehungslager Oberlanzendorf“ (heute Lanzendorf im Süden von Wien), in dem KZ-ähnliche Zustände herrschen, sind ein häufig eingesetztes Mittel zur Einschüchterung. So erfolgt am 22. Februar 1943 die Verhaftung von drei kroatischen zivilen Zwangsarbeitern in der Maschinenfabrik Alex. Friedmann am Handelskai im 2. Bezirk. Im Tagesbericht der Gestapo steht dazu: „Das Einschreiten erfolgte unmittelbar an der Betriebsstätte, um den übrigen ausländischen Gefolgschaftsmitgliedern ein warnendes Beispiel vor Augen zu führen.“<sup>34</sup>

Neben dem eher unorganisierten, oft spontanen Widerstand von ZwangsarbeiterInnen kommt es auch zu organisiertem Widerstand. Diese Widerstandsgruppen bestehen meistens aus ZwangsarbeiterInnen einer Nation. So gibt es französische, holländische, slowenische,

---

<sup>30</sup> Ebd., S. 364f.

<sup>31</sup> Ebd., S. 365.

<sup>32</sup> Ebd., S. 365f.

<sup>33</sup> Ebd., S. 368.

<sup>34</sup> Ebd.

kroatische, serbische, polnische, ukrainische und sowjetrussische Gruppen. Sie haben die Befreiung ihrer Heimat zum Ziel, betreiben Sabotage, beschaffen gefälschte Ausweispapiere und sammeln Geld zur Unterstützung der Familien von Inhaftierten und Ermordeten. Es gibt auch direkte Verbindungen zum Kampf der PartisanInnen. Am 15. Juli 1943 erfolgt die Verhaftung von sechs zivilen Zwangsarbeitern aus Slowenien, die im Reichsbahnausbesserungswerk Floridsdorf als Schlosser beschäftigt sind. Sie sind Mitglieder der „Slowenischen Freiheitsfront“ und sammeln Geld und Lebensmittelmarken für die PartisanInnen in der Untersteiermark (heute ein Teil Sloweniens). Im selben Jahr kommt es zur Verhaftung des serbischen Zwangsarbeiterehepaares Zivojin und Branislava Pavlovic, die einen Koffer mit Arzneimitteln nach Kroatien zu PartisanInnen gebracht haben.<sup>35</sup>

Anfang November 1943 warnt die Gestapo in ihrem Tagesbericht vor dem Aufbau einer Widerstandsbewegung unter „Ostarbeitern“ in Wien und Niederdonau. Das Ziel dieser kommunistisch beeinflussten „Anti-Hitler-Bewegung der Ostarbeiter“ ist es, durch Sabotageaktionen und die Bildung von bewaffneten PartisanInnengruppen das NS-Regime zu beseitigen. Die NS-Behörden gehen in den nächsten Wochen und Monaten mit aller Schärfe gegen diese aus der Sowjetunion Verschleppten vor. Am 8. November 1943 werden die „Ostarbeiter“ Iwan Ciupak und Nikita Schichoruk „wegen kommunistischer Umtriebe“ verhaftet und anschließend gefoltert. Ciupak gesteht, versucht zu haben, Iwan Miseluk – einen „Hilfswilligen der Waffen-SS“ – zu überreden, aus der SS-Kaserne in Schönbrunn Gewehre, Handfeuerwaffen, Munition und Handgranaten zu stehlen. In den nächsten Monaten zerschlägt die Gestapo die Widerstandszellen der „Ostarbeiter“ in den einzelnen Betrieben. So am 27. Jänner 1944 in der Vereinigten Wäscherei AG in der Hütteldorferstraße 13a im 14. Bezirk, am selben Tag in der Firma Elektron-Siebenhirten. Die Gestapo verschickt die verhafteten „Ostarbeiter“ meist ohne gerichtliche Verfahren sofort in Konzentrationslager, wo die meisten elend zugrunde gehen.<sup>36</sup>

Die Mehrzahl der ArbeitsklavInnen erlebt die Befreiung Wiens durch die Soldaten der Roten Armee. Danach kommt es zu Plünderungen durch befreite ZwangsarbeiterInnen. Vor allem die Sowjetunion weiß nicht, wie sie mit den befreiten „Ostarbeitern“ umgehen soll. Zunächst fasst man sie in Sammellagern zusammen und bringt sie gemeinsam in ihre Heimat zurück. Dort werden sie häufig der Kollaboration mit Deutschland beschuldigt und kommen in Arbeits- oder Gefangenenlager. Sie gelten als „Verräter der Heimat“, weil sie für Deutschland gearbeitet haben. Dass dies mit Zwang und unter erbärmlichen Bedingungen erfolgt ist, wird nur selten gesehen. Außerdem bietet sich den in die Sowjetunion Heimkehrenden ein Bild des Schreckens, da die deutschen Soldaten oft ganze Dörfer niedergebrannt und so gut wie alles zerstört haben.

In Wien verschwindet nach Kriegsende sehr rasch die Erinnerung an die große Anzahl von ZwangsarbeiterInnen. An dieses abscheuliche Kapitel neuzeitlicher Sklavenhaltung will sich niemand erinnern.

---

<sup>35</sup> Ebd., S. 378 und 380f.

<sup>36</sup> Ebd., S. 391 – 393.

## Ausgewählte Literatur:

Florian Freund/Bertrand Perz, Die Zahlenentwicklung der ausländischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf dem Gebiet der Republik Österreich 1939 – 1945. In: Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Hrsg. v. Clemens Jabloner u.a., Bd. 26/1, Wien/München 2004, S. 7 – 274.

Roman Fröhlich, Außenlager des KZ Mauthausen in Wien an den Standorten der Ernst Heinkel Aktiengesellschaft. Eine Bestandsaufnahme. In: KZ-Gedenkstätte Mauthausen. Mauthausen Memorial 2012. Hrsg. v. Bundesministerium für Inneres, o.O. 2012, S. 31 – 42.

Eleonore Lappin, Ungarisch-Jüdische Zwangsarbeiterinnen in Österreich 1944/45. Arbeitseinsatz – Todesmärsche – Folgen. Wien/Berlin 2010.

Bertrand Perz, Wien (Saurerwerke), Wien-Floridsdorf, Wien-Floridsdorf (AFA-Werke), Wien Schönbrunn. In: Wolfgang Benz/Barbara Distl, Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück. München 2006, S. 445 - 457.

Widerstand und Verfolgung in Wien 1934 – 1945. Eine Dokumentation. 1938 – 1945, Band 3. Abschnitt VII. Fremdarbeiter und Kriegsgefangene. Hrsg. v. Wolfgang Neugebauer. Wien 1975, S. 361 – 393.

# Menschengeschichten

József Bihari:

## Als ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter in Wien

Der 60-jährige Handelsvertreter József Bihari aus Szolnok in Ungarn ist einer jener jüdischen Zwangsarbeiter, der trotz seines hohen Alters gegen Kriegsende nach Wien verschleppt wird.

### Deportation nach Strasshof bei Wien

Über seine Deportation schreibt er in seinen Taschenkalender: „Wir sind zu Fuß mit unserem Gepäck in fürchterlicher Hitze 15 Kilometer weit nach Debrecen marschiert, wo alle entkleidet wurden, das heißt, es wurde uns alles weggenommen. Noch am selben Abend wurden wir einwaggoniert. Es war furchtbar. 88 in einem 15-Tonnen-Waggon, nur mit Handgepäck. Unendlich viel haben wir an Hitze und Wassermangel gelitten. (...) Endlich (29. Juni 1944) heute Mittag um ein Uhr sind wir angekommen.“

Der Ankunftsort ist Strasshof bei Wien, wo sich ein großes Sammel- und Verteilungslager für ungarische jüdische ZwangsarbeiterInnen befindet.

### Sehnsucht nach seiner Frau

József Bihari leidet schwer an der Trennung von seiner geliebten Frau Rózsi: „Leider habe ich von meiner Rózsi noch immer nichts gehört. Es tut mir furchtbar leid, dass wir nicht zusammen sein können. Was ist mit der Armen?“ Gut die Hälfte der Eintragungen in seinem Taschenkalender handelt von ehemals glücklichen Tagen mit seiner Frau und Klagen über ihre Abwesenheit.

Anfang Juli landet József Bihari in einem Zwangsarbeitslager im 22. Bezirk, in einer ehemaligen Schule in der Konstanziagasse 24. „Das Essen ist furchtbar, bin ganz abgemagert, meine faciale Lähmung<sup>37</sup> will nicht besser werden. Ich habe keine Medikamente. Mein Bein ist ganz bamstig. Seit einer Woche spüre ich nichts mehr. Ich weiß nicht, was damit sein wird, es beunruhigt mich sehr“, notiert er sorgenvoll.

### Als Arbeitssklave in Wien

Überwältigt vom Schmerz um seine verlorene Gattin, und obwohl sich sein körperlicher Zustand zusehends verschlechtert, entschließt sich József Bihari zu einem riskanten Schritt: „142 hat man zur Arbeit geschickt. Mich hat man hier gelassen, da ich über 60 bin. Ich habe mich freiwillig [zur Zwangsarbeit] gemeldet, weil es furchtbar ist, hier zu sein, und man wird ganz verzagt.“ Rund dreieinhalb Stunden benötigen die ZwangsarbeiterInnen, um zu ihrer

---

<sup>37</sup> Gesichtslähmung

Arbeitsstelle zu gelangen; teils fahren sie mit der Straßenbahn, teils gehen sie zu Fuß. Sein Arbeitseinsatz und der seiner LeidensgenossInnen endet nicht vor sechs oder sieben Uhr abends. Am 28. Juni 1944 notiert József Bihari in seinem Kalender: „Ich bin körperlich unten durch. Die Arbeit wäre nicht schlecht, aber man gibt uns nichts zu essen.“ Hunger und Durchfall rauben ihm die letzten Kräfte. Dennoch wird er am 9. August zur Zwangsarbeit in die Mautner-Bierfabrik in der Prager Straße 20 befohlen: „Wir mussten Schutt abtragen. Die Arbeit ist sehr schwer, aber in der Kantine gibt es Mittagessen und ein Krügel Bier.“ Sein Ernährungszustand bessert sich leicht, aber nun plagen ihn Abszesse und die Lähmung im Gesicht. Auch sein Bein bleibt gefühllos. „Ich habe mich wieder krank gemeldet, aber man lässt mich nicht. Man muss hier krepieren“, notiert er am 11. September 1944. József Bihari schuftet als Bauhilfsarbeiter und Maurer, trägt acht bis zehn Ziegel auf einmal am Rücken Stockwerke hinauf, mischt Mörtel und arbeitet mit dem Krampen<sup>38</sup>. Arbeitsfreie Tage gibt es so gut wie keine, auch die Essensrationen reichen nicht für die Belastungen der schweren Zwangsarbeit. Nur mit Hilfe seiner LeidensgenossInnen in der Konstanziagasse überlebt er das Jahr 1944. Sie versorgen ihn von Zeit zu Zeit mit zusätzlicher Nahrung, manchmal waschen sie seine Kleidung und flicken sie. Ab Mitte November 1944 leistet er Zwangsarbeit in der Destillerie-, Hefe- und Konservenfabrik der Familie Mautner in der Simmeringer Hauptstraße 101. Neben 80 bis 100 Kriegsgefangenen werden dort auch 60 ungarische Juden ausgebeutet, notiert József Bihari. Die Arbeit erscheint ihm relativ leicht, der Nachteil besteht allerdings darin, dass er sie zur Gänze im Freien leisten muss. Sein einziger Anzug zerfällt ihm buchstäblich am Leib, besteht eigentlich nur noch aus Flickern. „Wir haben gar keine Wintersachen, und wenn die Kälte kommt, dann werden wir sehr kritische Tage erleben“, befürchtet er am 1. Dezember 1944. Einige Tage vor Weihnachten 1944 schreibt József Bihari in seinen Kalender: „Ich würde alles ertragen, nur wenn ich von meiner Rózsi was wüsste und wenn ich mich noch hier auf Erden mit ihr treffen könnte, dann könnte ich ruhig sterben. Was ist mit der Armen? Ich weiß es nicht. Ich beschäftige mich ständig mit ihr, obwohl ich dies niemandem sage, aber ich klage, wenn mich niemand sieht.“ Zu diesem Zeitpunkt ist Rózsi Bihari vermutlich bereits längst tot, ermordet in einer der großen Gaskammern des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau.

## Letzte Tage

„Es hat minus 10 Grad“, notiert József Bihari am 26. Dezember 1944, „das Zimmer wird nicht geheizt. Wir leiden viel. Das Mittagessen war auch miserabel, ungenießbar und dazu furchtbar wenig.“ Depressionen plagen ihn: „Es hat keinen Sinn mehr und ich habe auch keine Geduld mehr, mein Tagebuch weiterzuführen. Jetzt bereitet man sich auf Silvester vor. Es wird ein Kabarett geben. Ich bin der Chefregisseur. Ambition wäre genügend da, aber die Stimmung fehlt. Unser Schicksal ist viel zu traurig. Was die Zukunft bringt, weiß ich wirklich nicht, aber so, wie es ist, ist es nicht gut.“<sup>39</sup>

---

<sup>38</sup> Spitzhacke, ein Werkzeug bei Bauarbeiten.

<sup>39</sup> Zitiert nach: Eleonore Lappin-Eppel, Ungarisch-Jüdische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Österreich 1944/45. Arbeitseinsatz – Todesmärsche – Folgen. Wien/Berlin 2010, S. 101.

Am 30. Dezember 1944 schreibt der nun 61-Jährige seinen vorletzten Eintrag: „Wenn ich von meiner Rózsi etwas wüsste, so wäre alles in Ordnung. Ich weiß wirklich nicht, was mein Ende sein wird, aber ich fühle, dass ich es nicht mehr lange durchhalte.“ Seine letzte Eintragung vom 14. Jänner 1945 besteht nur mehr aus einem einzigen Satz: „Wir haben einen Bombentreffer erhalten.“ Zu mehr reicht seine Kraft nicht mehr. Im März oder April 1945 treibt man ihn auf einem Todesmarsch von Wien Richtung KZ Mauthausen. Ende April, Anfang Mai 1945 befindet er sich in einem Auffanglager in der Nähe von Persenbeug. In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945, wenige Tage vor Kriegsende, wird József Bihari gemeinsam mit 222 weiteren Jüdinnen und Juden von einer Einheit der Waffen-SS in einem Graben bei Hofamt Priel erschossen. Anschließend übergießen die SS-Männer die Leichen mit Benzin und zünden sie an.

Aus: Manfred Wieninger, 223 oder Das Faustpfand. Ein Kriminalfall. St. Pölten/Salzburg/Wien 2012, S. 14 – 19.

## Hermine Braunsteiner: SS-Aufseherin in den KZ Ravensbrück und Majdanek

Hermine Braunsteiner ist eine jener Wienerinnen, die beruflich nicht Fuß fassen und die NS-Zeit dazu nutzen, „Karriere“ zu machen.

### Unerfüllter Berufswunsch

Geboren wird Hermine Braunsteiner am 16. Juli 1919 als jüngstes von sieben Kindern in einem katholischen Umfeld in Nußdorf im 19. Wiener Gemeindebezirk. Nach dem Abschluss der Hauptschule möchte sie Krankenschwester werden, aber diesen Wunsch können ihr ihre Eltern aus finanziellen Gründen nicht erfüllen. Ab dem Jahr 1934, in dem ihr Vater überraschend stirbt, muss die 15-Jährige die Familie miterhalten. Zunächst arbeitet sie als Stubenmädchen, dann zwei Jahre lang als Hausgehilfin. Sie verdient wenig, eine besser bezahlte Stelle ist in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit nicht zu finden. Ihr Versuch, 1936 in den Niederlanden mit Hilfe von Verwandten aus dem Elend zu entkommen, schlägt fehl. Hermine Braunsteiner kehrt nach nur wenigen Monaten in ihre Heimatstadt zurück und findet als Hilfsarbeiterin Arbeit am Fließband einer Brauerei. Kurze Zeit ist sie laut eigenen Angaben auch in London, da sie dort eine Stelle als Hausgehilfin angeboten bekommt und auch annimmt.

### Der „Anschluss“ als Hoffnung

Im Juni 1938 kehrt sie nach Wien zurück. Sie hofft, unter dem Nationalsozialismus endlich einen Beruf erlernen zu können. Aber auch das stellt sich als Illusion heraus, Braunsteiner verpflichtet sich stattdessen zu einem Jahr Arbeit in einer Munitionsfabrik in Grüneberg nördlich von Berlin. Doch die Arbeitsbedingungen, die Nachtschichten, die geringe Entlohnung und die einstündige An- und Abfahrt zur Fabrik machen ihr schwer zu schaffen.

### Die besser bezahlte „Arbeit“

Von ihrem Vermieter in Fürstenberg erfährt sie, dass im nahe gelegenen KZ Ravensbrück junge Frauen für eine gut bezahlte Arbeit gesucht werden. Darauf richtet sie 1939 ein Anstellungsgesuch an den Kommandanten des Konzentrationslagers, am 15. August 1939 beginnt ihre Ausbildung als KZ-Aufseherin. Als erstes wird die 20-Jährige im Strafblock eingesetzt, dann beaufsichtigt sie eine Häftlingsgruppe weiblicher Zeugen Jehovas, die zum Reinigen der SS-Unterkünfte gezwungen werden. Ab Mai 1941 hat Braunsteiner die Aufsicht über 20 fast ausschließlich aus Österreich stammende Häftlingsfrauen in der Bekleidungskammer des Konzentrationslagers. Viktoria Filler, eine dieser Häftlingsfrauen, gibt 1946 vor der Wiener Polizei über Hermine Braunsteiner zu Protokoll: „Als ich zur Kleiderkammer hinkam, kam auf einmal die Angeklagte heraus und ich habe schon einen

Fußtritt gehabt und bin umgefallen.“ Anna Schefzik berichtet über den Schuhtausch der Häftlingsfrauen Folgendes: „Es ist da natürlich immer etwas lauter zugegangen und da ist die Angeklagte herausgekommen und hat mit der Hand und den Füßen hingeschlagen auf die Häftlinge, wohin sie halt traf. Manche Häftlinge haben von der Nase geblutet.“ Besonders grausam geht Braunsteiner gegen jüdische und polnische Häftlingsfrauen vor, denen sie den Tausch von Wäsche und Kleidung verweigert und sie brutal schlägt.

## Die „Stute“ des KZ Majdanek

Mitte Oktober 1942 erfolgt ihre Versetzung ins Konzentrations- und Vernichtungslager Lublin-Majdanek, wo sie als Rapport- und Blockführerin im Frauenlager die täglichen Zählappelle durchführt und die Baracken der Häftlinge kontrolliert. Auch bei Selektionen, die über Leben und Tod bestimmen, wirkt sie mit. Braunsteiner erwirbt das Vertrauen der Oberaufseherin Else Ehrich und wird deren Stellvertreterin. Gegenüber den gefangen gehaltenen Frauen geht sie noch brutaler vor als in Ravensbrück. Viele ehemalige Häftlingsfrauen erinnern sich an sie, weil sie bei geringsten Anlässen mit ihren eisenbeschlagenen Stiefeln tödliche Fußtritte austeilt. Deshalb bezeichnen sie die polnischen Häftlingsfrauen auch als „Kobyła“: Stute.

In Majdanek stirbt ein Großteil der sogenannten „KZ-Häftlinge“ nicht in den Gaskammern, sondern an den Misshandlungen durch das SS-Personal. Kazimiera Zaloga, eine Überlebende, gibt 1948 zu Protokoll: „Hermine Braunsteiner war den Häftlingen gegenüber ungewöhnlich brutal, sie schlug sogar alte Frauen mit einer mit Bleikugeln versehenen ledernen Peitsche.“ Und Kinga Glebska erinnert sich 1947: „Sie schlug die Häftlinge bei jeder Gelegenheit oder hetzte auf sie Hunde (...). Fast täglich wurden Jüdinnen, welche krank und verwundet waren, herausgesucht und erschlagen.“

Im Jänner 1944 kehrt Braunsteiner ins KZ Ravensbrück zurück, wird aber kurze Zeit später als „berufserfahrene“ Aufseherin als „Erste Aufseherin“ im KZ Genthin, einem Außenlager des KZ Sachsenhausen, eingesetzt. Nach fünf Jahren ihrer KZ-Laufbahn als SS-Aufseherin ist das der Höhepunkt ihrer „Karriere“.

## Verurteilung in Wien

Nach Kriegsende hält sich Braunsteiner zunächst unerkannt in Wien auf. Am 9. Mai 1946 erfolgt nach Hinweisen von ehemaligen Ravensbrückhäftlingen ihre Verhaftung. Polen verlangt 1948 die Auslieferung wegen ihrer Verbrechen in Majdanek. Die österreichischen Behörden lehnen dies aber ab. Im August 1949, drei Jahre nach der Verhaftung, kommt es zur Verhandlung gegen Hermine Braunsteiner. Wegen des Verbrechens der Misshandlung und der Verletzung der Menschenwürde in Ravensbrück erfolgt eine Verurteilung zu drei Jahren schweren Kerkers. Die Zeuginnen aus Polen sind zum Verfahren gegen Braunsteiner nicht vorgeladen. Deshalb hält das Gericht ihre Verbrechen in Majdanek auch „als nicht erwiesen, da etwaige Verwechslungen vorliegen können“.

Vier Monate nach der Verhandlung, am 26. April 1950, ist Braunsteiner wieder in Freiheit, da ihr die Untersuchungshaft angerechnet wird. Sie arbeitet danach in Kärnten als Stubenmädchen und lernt dort den Soldaten Russel Ryan kennen. Mit Ryan geht sie 1958 nach Kanada, wo die beiden heiraten. Das Ehepaar zieht 1960 nach New York und führt ein ruhiges, geordnetes Leben. 1963 erhält Hermine Braunsteiner die US-Staatsbürgerschaft.

## Der Majdanek-Prozess

1964 macht Simon Wiesenthal die ehemalige SS-Aufseherin ausfindig. Auslieferungsanträge aus der BRD und Polen sind die Folge. Doch dauert es weitere neun Jahre, bis die US-Behörden Braunsteiner verhaften und sie 1973 nach Deutschland ausweisen. Der Majdanek-Prozess in der BRD dauert mehrere Jahre, bis sie vom Landgericht Düsseldorf 1981 „wegen gemeinschaftlichen Mordes in zwei Fällen an mindestens 100 Menschen“ zu lebenslanger Haft verurteilt wird.

Hermine Braunsteiner verbüßt ihre Strafe in verschiedenen deutschen Gefängnissen und stirbt am 19. April 1999 in einem Bochumer Altersheim.

Aus: Elissa Mailänder Koslov, „Weil es einer Wienerin gar nicht liegt, so brutal zu sein ...“ Frauenbilder im Wiener Volksgerichtsverfahren gegen eine österreichische KZ-Aufseherin (1946 – 1949). In: zeitgeschichte 3 (32. Jg.), Mai/Juni 2005, S. 128 – 150.

## Antonie Lehr

### Als freiwillige Zivilarbeiterin nach Wien

Antonie Lehr ist eine überzeugte österreichische Kommunistin, die sich in ihrem Exilland Frankreich aus dem Untergrund freiwillig als ausländische Zivilarbeiterin meldet. Sie soll für ihre Partei Informationen über Widerstandsaktivitäten in Wien sammeln.

### Arbeit für die KPÖ

Antonie Lehr wird am 30. November 1907 in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, in der k.u.k. Monarchie geboren. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs flüchtet sie mit ihrer Familie nach Wien. Schon als Schülerin schließt sie sich der Sozialistischen Arbeiterjugend und dem Verband Sozialistischer Mittelschüler an.

1927 tritt Antonie Lehr in die KPÖ ein. Nach einem absolvierten Welthandelsstudium geht sie in die Sowjetunion, wo sie für die Rote Hilfe – eine Hilfsorganisation für inhaftierte KommunistInnen – tätig ist. 1933 kehrt sie für kurze Zeit nach Wien zurück, um für den Nachrichtenapparat der Kommunistischen Internationale zu arbeiten. Ende November 1934 verlässt Antonie Lehr Wien und kommt über Prag und Moskau 1935 nach Paris. Dort ist sie im Spanienkomitee beschäftigt, das die Weiterreise von Freiwilligen in den Spanischen Bürgerkrieg organisiert. Diese sollen die Internationalen Brigaden im Kampf gegen die Faschisten unter Franco unterstützen.

Nach der militärischen Niederlage Frankreichs schließt sie sich einer Gruppe österreichischer WiderstandskämpferInnen an, die eine für Soldaten der deutschen Wehrmacht bestimmte Zeitung – „Soldat im Westen“ – herstellt. Über die Zustände in Wien erfährt sie in diesen Jahren wenig: „Wir waren natürlich die ganze Zeit sehr begierig zu erfahren, was geht in Österreich vor? Gibt es so etwas wie einen Widerstand? Gibt es überhaupt Tätigkeit? Und das, was wir von den spärlichen Kontakten mit Soldaten, die vom Urlaub gekommen sind, erfahren konnten, war ziemlich negativ.“

So kommt es zum Entschluss, Parteiangehörige nach Wien zu schicken. Diese sollen Kontakte knüpfen und Widerstandsgruppen aufbauen. Antonie Lehr erinnert sich: „Und so sind unsere Leute, alle als Franzosen, Elsässer, in die Rekrutierungsbüros gegangen und haben sich gemeldet, freiwillig in Deutschland arbeiten zu wollen.“ Der Kontakt zu dieser ersten Gruppe bricht aber bald ab.

### Für die Partei wieder nach Wien

Antonie Lehr erhält daraufhin den Auftrag, nach Wien zu gehen, um zu erfahren, was geschehen ist. „Ich bin am 31. August 1943 in ein Rekrutierungsbüro gegangen, habe erklärt, dass ich nach Deutschland arbeiten gehen möchte, denn mein Bräutigam ist eingezogen, er arbeitet in Wien, und ich will natürlich auch nur nach Wien gehen, um dort mit ihm

beisammen sein zu können. Sie waren unerhört höflich, waren sehr erfreut über jeden Franzosen, über jede Französin, die sich freiwillig meldet, nach Deutschland zu gehen.“ Ab nun heißt sie laut ihren falschen Ausweisen Annette Lutterbach und stammt aus Lothringen. Im Arbeitsamt des 10. Bezirks sei „es zugegangen wie auf einem Sklavenmarkt“, erinnert sie sich, „es sind die einzelnen Verantwortlichen der Betriebe gekommen, die dringend Arbeitskräfte brauchten, haben sich ausgesucht, was für sie interessant war.“ Wegen ihrer Deutschkenntnisse wird sie sofort verpflichtet. Ihre Arbeitsstätte ist die riesige Floridsdorfer Lokomotivfabrik. „In dem ganzen Lager (...), wo ich gearbeitet habe, waren sehr wenige Frauen, ich weiß nicht, 2.500 Männer oder so etwa und vielleicht 100 Frauen.“ Körperliche Arbeit bleibt ihr erspart, sie muss in der Baracke der Lagerleitung übersetzen und Büroarbeiten ausführen. Die rassistische Trennung und unterschiedliche Behandlung der Zivil- und Zwangsarbeiter entgeht ihr nicht: „In der Siemensstraße war dieses Lager für Fremdarbeiter. Auf der einen Seite der Straße waren die Baracken für Franzosen, ein paar Tschechen und Griechen und alle möglichen Nationalitäten, aber das Gros<sup>40</sup> waren Franzosen. Und auf der anderen Seite, streng getrennt von uns, die ‚Ostarbeiter‘, die Ukrainer, die ja alle zwangsverschleppt waren. Es hat keinen Kontakt zwischen den beiden Lagern gegeben. Wir konnten uns frei bewegen, nicht aber die ‚Ostarbeiter‘. Die sind auch in geschlossenen Reihen in der Früh zur Arbeit geführt worden und wieder zurück und konnten das Lager nicht verlassen.“

## KZ und Befreiung

Am 4. Juli 1944 erfolgt ihre Verhaftung. Ihre Tarnung ist aufgefliegen. Nach Verhören mit Schlägen durch Gestapomänner wird sie am 1. November 1944 nach Auschwitz deportiert, einige Zeit später ins KZ Ravensbrück. Dort droht ihr als politische und jüdische Gefangene im April 1945 die Hinrichtung. Der Häftlingswiderstand organisiert deshalb einen gefährlichen Identitätswechsel. Sie soll den Namen einer verstorbenen Französin annehmen. Vorher muss ihre in Auschwitz eintätowierte Häftlingsnummer im chirurgischen Block des KZ entfernt werden. Mit dick einbandagiertem Arm – offiziell sind ihr zwei Phlegmonen<sup>41</sup> entfernt worden – kommt sie am 23. April 1945 mit einem von den Nationalsozialisten gestatteten Transport des Roten Kreuzes über Dänemark nach Schweden. Nach der Befreiung Wiens kehrt sie Ende August 1945 zurück und arbeitet als Angestellte der KPÖ. 1970 wird sie als Reformkommunistin nach der Niederschlagung des Prager Frühlings aus der Partei ausgeschlossen. Antonie Lehr stirbt am 1. März 1997 in Wien.

Aus: Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Band 1: Arbeiterbewegung. Hrsg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands/Institut

---

<sup>40</sup> Mehrheit

<sup>41</sup> Hautgeschwüre, eitrige Entzündungen meist an den Gliedmaßen, entstanden durch die schlechten hygienischen Verhältnisse in Konzentrationslagern.

für Wissenschaft und Kunst. Wien/München o.J., S. 77 – 79, S. 243 – 246, S. 298 – 300, S. 311 – 313.